

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 51

Artikel: Clelia und die seltsamen Steine [Fortsetzung]
Autor: Lendorff, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CLELIA

ROMAN VON GERTRUD LENDORFF

und die seltsamen Steine

13. Fortsetzung

Dies alles trug sich am Sonntagvormittag zu, und in der Dienstagmorgenvorlesung bei Professor Wölfflin geschah es, dass Clelia zu ihrem grössten Erstaunen sogleich bei ihrem Eintreten die Krankenschwester wieder entdeckte. Sie sass in einer der hintersten Reihen und las eifrig in einem Buche, während die Studenten und Studentinnen sich lachend und plaudernd zu ihren Plätzen begaben.

Clelia fasste einen raschen Entschluss: statt an ihren gewöhnlichen Platz nahe beim Katheder wollte sie sich neben die Krankenschwester setzen. Sie würde den Siegelabdruck des mykenischen Steines auf das Pult legen. Glücklicherweise war die Reihe, in der die Schwester sass, beinahe leer. Clelia begriff: dort waren die schlechtesten Plätze des ganzen Hörsaals, und wahrscheinlich waren sie überhaupt nicht von Studenten belegt worden, so dass sich dort lediglich die Gelegenheitsbesucher der Vorlesungen einfanden. Sie stieg eilig die Stufen hinan, und es gelang ihr, vor einigen blonden Mädchen, die sich nicht recht schlüssig werden konnten, welche Plätze sie wählen sollten, in die Reihe einzudringen und neben die Schwester zu setzen.

Sie wagte zuerst gar nicht, zu ihr hinzusehen. Mittlerweile rückte der Zeiger der Uhr vor: der Professor musste gleich erscheinen, und wenn erst die Lichtbilder an die Reihe kamen und im Saale Dunkelheit herrschte, war der günstige Augenblick verpasst... Sie legte mit zitternden Händen Füllfeder, Bleistift, Radiergummi und Papier auf das Pult — sie pflegte manchmal zu skizzieren — und daneben den Siegelabdruck. Dann erst schielte sie verstohlen nach den Händen der Schwester.

Clelia bemerkte nicht, dass der Professor inzwischen eingetreten war, denn das, was sich neben ihr abspielte, nahm ihre ganze Aufmerksamkeit gefangen. Die Hand der Schwester war klein, merkwürdig schmal, mit rosiger Haut und mandelförmigen Fingernägeln. Aber das war nicht das auffallendste daran, sondern viel auffallender war das Benehmen dieser Hand. Obwohl die Krankenschwester noch immer auf ihr Buch herabsah, bewegte ihre linke Hand sich langsam auf Clelias Siegelabdruck zu... Nun wurde es dunkel im Saale. Professor Wölfflin sprach mit langsamer ruhiger Stimme. Die Hand hatte beinahe den Siegelabdruck erreicht, zuckte zurück, als ob sie sich verbrannt hätte...

Clelia hielt den Atem an.

Nun rückte die Hand wieder ein Stückchen vorwärts, nun legte sie sich über den Siegelabdruck. Clelia wandte ihr Gesicht nach der anderen Seite. Als sie wieder hinsah, war der Siegelabdruck weg.

Clelia stiess beinahe einen Seufzer der Erleichterung aus und begann in ihr Kollegheft zu schreiben. In Wirklichkeit fragte sie sich immerzu, was in aller Welt sie nun am Ende der Stunde tun sollte. Die Schwester des Diebstahls bezichtigen, weil sie den Siegelabdruck an sich genommen hatte? Professor Wölfflins Auseinandersetzungen glitten unerhört an ihr vorbei. Was sie aufschrieb, waren sonderbare, unzusammenhängende Sätze, die nur dazu dienten, der Schwester ihren Eifer vorzutäuschen.

Nachdruck verboten

Als es im Saale wieder hell wurde, erschrak Clelia. Der Siegelabdruck lag wieder an der Stelle, wo sie ihn hingelegt hatte. Ihr Herz schlug heftig. Sie wusste es: es war nun von ganz ungeheurer Wichtigkeit, dass sie mit der Schwester ins Gespräch kam, ihren Namen, womöglich ihre Adresse herausfand. Aber wie in aller Welt sollte sie das anfangen.

Die Schwester schob langsam ihre Feder und ihr Heft in ihre Mappe. Dann drehte sie sich zögernd zu Clelia um. „Sie haben da ein merkwürdiges Ding“, flüsterte sie hastig. „Darf ich es mir ansehen?“ Und wieder griff ihre schmale, sonderbar schwächliche Hand nach dem Siegelabdruck.

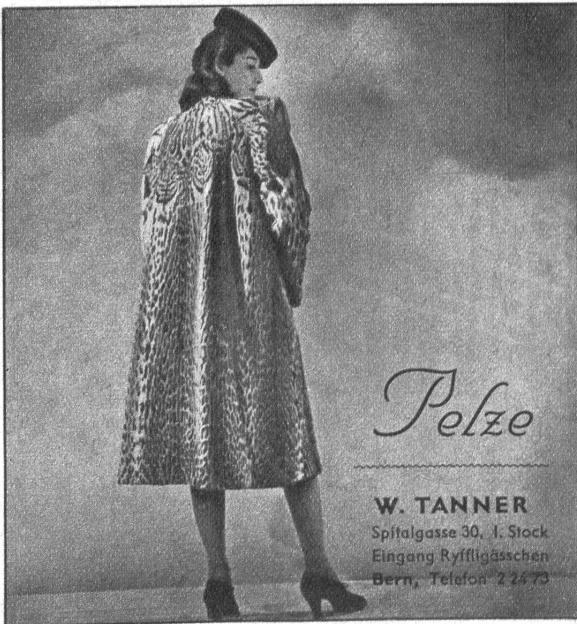
„Bitte schön“, antwortete Clelia leise. Und plötzlich an Mut gewinnend, fuhr sie fort: „Es ist eine Art von Talisman... der Abdruck eines mykenischen Steines.“

Die Schwester errötete flüchtig. „Und Sie besitzen diesen Stein?“ fragte sie.

Clelia zögerte. Ihr fiel schwer aufs Herz, dass Alexander ja den Stein an sich genommen hatte und weggefahren war. „Nein, ich besitze ihn nicht“, antwortete sie. „Aber ich kann Ihnen den Stein zeigen, wenn Sie sich dafür interessieren. Ich wohne in der Pension Glöckli, und mein Name ist Clelia Conradi, so wie die Strumpf- und Reklame, wissen Sie...“

Die Schwester sah nach der anderen Seite, aber Clelia bemerkte, dass ihre Hände zitterten. Das gab ihr erneute Sicherheit.

„Bitte, kommen Sie ruhig an einem Abend zu mir. Ich würde mich sehr freuen! Sie studieren doch auch Kunstgeschichte, nicht wahr?“



Pelze

W. TANNER
Spitalgasse 30, 1. Stock
Eingang Ryffligässchen
Bern, Telefon 2 24 73

Die Schwester nickte scheu und flüchtig.
„Ich dachte es mir“, fuhr Clelia fort. „Allerdings wusste ich nicht, dass auch die evangelischen Schwesternhäuser Schulen unterhalten wie die Nonnen... Aber schliesslich ist es ja klar, dass Sie auch ein Staatsexamen haben müssen.“

Die Schwester nickte abermals. Sie sah nun endlich Clelia ins Gesicht.

„Wo wohnen Sie?“ fragte Clelia kühn.

„Oh, im Hause meines Verbandes.“ Die Stimme der Schwester klang sehr leise. „Weit vor der Stadt draussen... ich habe einen sehr langen Weg...“

„In Nymphenburg?“

„O nein... nein...“ Sie schüttelte den Kopf. „Ganz auf der anderen Seite...“

„Dann gibt es wohl ziemlich viele Schwestern Ihres Verbandes hier?“ sagte Clelia. „Vorgestern sah ich eine Schwester, die genau dieselbe Tracht trug, in Nymphenburg. Sie ging mit einem Blinden spazieren. Ich glaubte zuerst, Sie wären es. Ich sah Sie doch schon... im Kolleg bei Doktor Schneewind.“

Die Schwester zuckte merklich zusammen. „Oh... dort... dort gehe ich längst nicht mehr hin...“ Ihre Worte klangen seltsam überstürzt.

Clelia schaute sie verwundert an.

„Oh... er... Es ist nicht das, was ich für mein Examen brauche... Ich muss doch... andere... nicht derart ausgefallene Fächer beherrschen, für meine Schule... verstehen Sie...“

Sie zögerte wiederum. Dann legte sie den Siegelabdruck plötzlich wieder auf das Pult.

„Danke sehr... ich muss gehen...“

„Ich erwarte Sie bestimmt!“ rief Clelia ihr nach. Aber sie wusste nicht recht, ob die Schwester sie gehört hatte.

Vierzehntes Kapitel

Die Lage verwirrt sich

Clelia stand ungeduldig am Telephon und versuchte, eine Verbindung mit Peterchen von Theissen herzustellen. Sie hatte heute schon zweimal im Erfrischungsraum der Universität vergeblich auf ihn gewartet. Nun vermutete sie, dass er am Ende krank war. Aber das Telephon von Frau von Himmlisch war fortwährend besetzt. Ob sie wohl rasch hinüberlaufen sollte, ehe sie in die Uebungen zu Dr. Schneewind ging?

Sie hatte ihm ihre Begegnung mit der Schwester noch nicht erzählen können. Und inzwischen gab es etwas Neues, das sie aufregte. Sie hatte nämlich weder im Adressbuch noch im Telephonbuch in der von der Schwester bezeichneten Stadtgegend ein evangelisches Schwesternhaus gefunden. Daraufhin hatte sie die Auskunft angefragt. Man hatte ihr einige Telephonnummern genannt, und sie hatte nacheinander bei den betreffenden Häusern angeläutet und die Schwester, welche für ihr Lehrerinnenexamen Kunstgeschichte studierte, verlangt. Ueberall war der Bescheid abschlägig gewesen. Es wohne keine Schwester dort, es gebe überhaupt keine evangelischen Schwestern in München, welche an der philologischen Fakultät Vorlesungen belegten, sagte man ihr.

Sie war ganz verwirrt und unsicher geworden. Und zu alledem kam Alexander immer noch nicht zurück!

Während sie zum sechsten Male die Nummer von Frau Himmlisch einstellte, kam der Postbote. Fräulein Angela nahm ihm umständlich die Briefe ab. Sie legte den ganzen Stoss auf den Tisch, um ihn zu sortieren, Clelia, der wiederum das Besetzzeichen geantwortet hatte,

trat zu ihr. Ein Brief mit einer fremden Handschrift war für sie dabei.

Sie riss ihn hästig auf. Vielleicht war es eine Nachricht von der Schwester. Zu den Vorlesungen war sie nicht mehr erschienen, geschweige denn, dass sie angerufen hätte. Aber der Brief war nicht von ihr. Dass sie ihren Besuch nicht ansagte, erleichterte Clelia zwar, denn was hätte sie über den Stein sagen sollen, den sie gefunden hatte und nun nicht mehr besass?

Der Brief war von Dr. Deichleben. Sie las ihn, las ihn zum zweiten Male und schlug sich vor den Kopf. Nun wurde die Geschichte womöglich noch verrückter! Dr. Deichleben schrieb ihr, dass er den Abdruck ihres Steines einem seiner Kollegen gezeigt und ihm dieser versichert habe, dass dieser Stein zu Thora Commenios' berühmter Sammlung gehöre. Ein Zweifel war ausgeschlossen, denn die Glyptothek besass Abgüsse von Thoras sämtlichen Steinen, und ein Vergleich damit hatte einwandfrei ergeben, dass Clelias Fund einer von Thoras Steinen war. Weder er noch sein Kollege aber hätten Thora bis jetzt davon benachrichtigt. Das sei doch wohl eher Clelias Sache. Auch habe er, Deichleben, seinem Kollegen Clelias Namen noch nicht genannt.

Clelia war vollkommen entgeistert. Wie war das alles zusammenzureimen? Lag der Gedanke nicht nahe, dass der Mann mit der verstümmelten Hand, der schon damals den Einbruch in der verlassenen Villa verübt hatte...

Und Alexander Ross war mit dem Stein weggereist! Sie war nicht einmal in der Lage, ihn Thora zurückzuerstatten!

Sie wurde so blass, dass Fräulein Glöckl sie mitleidig fragte, ob ihr nicht gut sei. Aber sie schüttelte bloss den Kopf und drehte wieder wütend Frau von Himmlischs Nummer. Auf das Besetzzeichen antwortete sie mit einem schweizerischen Fluch. Dann ging sie wie geschlagen in ihr Zimmer und setzte sich auf einen Stuhl.

Es war wirklich zum Verrücktwerden, aber das Dämmste hatte sie selbst gemacht, indem sie Alexander den Stein anvertraute. Weiss der Himmel, was er nun damit anfangt! Warum war sie nur auf seinen Plan, den Stein fassen zu lassen, eingegangen? Nun lag der Stein bei einem Goldschmied, wurde womöglich dort gestohlen oder durch die Fassung beschädigt, und zudem: was würde Thora sagen, wenn sie ihr den Ring brachte statt des ungefassten Steines? Es war zu ärgerlich — einfach zu ärgerlich! Und Peterchen von Theissen, mit dem sie wenigstens davon hätte reden können, war unerreichbar, weil die dumme Pute von Ute dauernd am Telephon hing... Womöglich telephonierte sie mit ihrer Marion...

Clelia lief wie ein gefangenes Tier im Zimmer auf und ab und stiess an alle Möbel, die ihr im Wege standen. So wütend war sie noch selten gewesen, wie sie es in diesem Augenblick auf sich selbst und auf die ganze Welt war. Und dazu belehrte sie ein Blick auf die Uhr, dass es allerhöchste Zeit war, zu Dr. Schneewinds Uebungen zu gehen. Ja, sie musste sogar unbedingt die Strassenbahn nehmen, denn sonst würde es zu spät...

Sie zog sich eilig an und lief die Treppe hinunter. Ihre Wangen brannten, ihr Herz hämmerte. Zufällig hatte sie wenigstens mit der Strassenbahn Glück, denn sie brauchte nicht lange zu warten. Als sie im Wagen sass, versuchte sie ihre Gedanken etwas zu ordnen.

Alexander hatte behauptet, dass die blasse Frau, die im Kaffeehaus mit Dr. Schneewind gesprochen hatte, mit der Krankenschwester aus dem Kino identisch sei. Demnach müsste sie Dr. Schneewind nach ihr fragen können. Sie hatte es sich schon zuvor vorgenommen, aber es war doch wohl kaum möglich, private Dinge vor den Uebungen zu besprechen, und sie verschob diese Frage besser auf die Unterredung am Sonntag, zu der er sie bestellt hatte.

(Fortsetzung folgt!)

Für Radio zu Merz

BERN, Gartenstrasse 8
Telephon 2 62 93